

Lichenifikation

Ich bin in einer *Boulangerie*. Die Thekenauslade erinnert mich an das feinere Paris. Ich weiß nicht genau, warum ich hier bin, ob ich da bin für ein Baguette, einen Espresso oder einen Kuchen. Es ist Vormittag, der kleine Laden voll mit Menschen. Die beiden Verkäuferinnen laufen hinter der Theke hin und her. Auf einem runden, braunen Holztisch neben der Theke entdecke ich eine Torte mit grüner Geleeglasur. Die Glasur *ist* ein regloses Gesicht mit glasigen Augen, die ins Tortenfleisch eingelassen sind. Die Nase und die geschlossenen Lippen heben sich ab wie kleine Maulwurfshügel. Ein Mann um die vierzig hält ein Küchenmesser in der Hand, während die umstehenden Kunden ihn erwartungsvoll anschauen. Ich möchte ihn aufhalten, bin aber bewegungsunfähig. Er hebt an und durchfurcht mit unnötig tiefen, anarchischen Schnitten das grüne Gesicht. Horror steigt in mir auf, ich rede unverständlich auf ihn ein, flehe ihn an aufzuhören. Niemand reagiert, niemand zeigt Regung. Die Blicke der Umstehenden sind nichtssagend. Ich will die Boulangerie verlassen, dränge mich an dem Mann und zwei Kunden vorbei. An der Tür angekommen, drehe ich mich um. Meine Augen treffen die des Mannes. Seine Blicke lassen keine Zweifel daran, dass ich meine Entscheidung noch bereuen werde.

Ich erinnere mich, dass Paris Ganzheit versprach. Sie war als Stadt heile, unzerbommt, ungeteilt, nicht ständig im Umbau und im Aufbruch. Ich entschied mich für Paris, weil ich meine Zwanziger nicht auf einer Dauerbaustelle verbringen wollte, nicht persönlich und nicht geographisch-historisch. Ich entschied mich, mich dem hellen Licht der Stadt hinzugeben, jede *fête* mitzunehmen, mich von Kunst, Sprache und kulinarischer Finesse beeindrucken zu lassen, vergaß, woher ich kam und wovon ich floh. Zuerst im *quatorzième*, dann im *douzième*, immer in Reichweite des *treizième*, wo es die legendäre *phở* gab, *Phở 13*. Ich erinnere mich nicht daran, in Paris je einen *cauchemar* gehabt zu haben.

Wir waren arm, aber wir hungerten nicht. In der DDR, und später auch im Westen. Uns Kindern und den Eltern ging es tausendmal besser als in Hà Nội, das von allen Gegenden Vietnams besonders unter der Hungersnot litt. Während der gesamten Achtziger Jahre hatte ganz Hà Nội nichts zu essen. Die Menschen auf dem Land hatten etwas mehr, im Süden des Landes gedeihen seit jeher essbare Pflanzen und Tiere ohne viel menschliches Zutun. Sie hatten *etwas* zu essen. Die ganze Stadt war ein großes, in den Himmel offenstehendes Maul, das hoffte, dass nicht Regen, sondern Reis (*com*) vom Himmel fallen würde. Wie in einem der zahlreichen Mythen der Nam, in denen auf der einen oder anderen wundersamen Weise harte,

hässliche Dinge sich verwandelten in Wassermelonen und Sternenfrüchte oder gefüllte Reisschälchen und Gold. Wenn du gut bist, tugendhaft und ehrlich, dann muss es so kommen, dann wird es so kommen. Wenigstens würde es mindestens so kommen, dass du nicht verhungerst. Denn Verhungern war in keiner Erzählung vorgesehen, keiner Propaganda, in keinem Epos. Unsere Eltern sprachen nicht über den Hunger, nie. Wir, die Kinder, wussten – im Stillen, intestinal – was er bedeutete. Wir wussten, was es bedeutete, mein fast dreijähriger Bruder und ich, der fast fünf war, wir wussten es zu schätzen, dass Mutter uns ein halbes Ei und eine halbe Schüssel Reis von irgendwoher zauberte. Ich erinnere mich nicht, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass sie tagelang nichts gegessen haben musste.

Mutter sprach nicht darüber, sie tat, was zu tun war. Auch heute noch spricht sie nicht über ihren Hunger.

Ich erinnere mich immer weniger an das Hungergefühl des Fünfjährigen. Da fehlt das Wort, das Bild wird unklar. Etwas aber ist die Epidermis eingeflochten, eingelassen als Hauterinnerung oder aufgehoben im Magengedächtnis. Wenn ich trinke, schlinge, schnell und gierig, über den Sättigungspunkt hinaus, weit darüber hinaus, dann war dieses Gefühl da gewesen, oder wenigstens sein Schatten. Ich kenne diesen Schatten gut, sein Verlangen nach Fleisch, das Gold der hungernden Asiaten.

Ich erinnere mich nicht an 1972, weil ich da noch nicht geboren war. Drei Jahre vor dem Kriegsende, kreperten die Kinder wie Insekten in Pestizidwolken, zerfetzten oder verbrannten ausgeklügelten Bomben die kleinen Körper. Sie starben auf der Stelle, wenn sie Glück hatten. Wenn sie Pech hatten, überlebten sie einige Tage oder Wochen mit einer radlagerkleinen Bombenkugel, die ihr Blut transportierte und dann und wann ihre lebenswichtigen Organe langsam durchlöcherte. Wenn sie doch die Bomben und den Hunger überlebten, dann mussten sie hoffen, dass das Agent Orange, das in den Baumskeletten hang und Boden und Wasser vergiftete, nicht in die Zelle, Ort der genetischen Programmierung, hineinsicherte, sodass sie selbst Kinder ohne Finger oder Hirnhälften oder gänzlich ohne Organe gebaren. Es galt zu überleben, als Kind, als Land, als Gemeinschaft.

Die klügsten und jüngsten Köpfe wurden ins Ausland, zu den sozialistischen Bruderländer, geschickt, wahlweise Sowjetunion, DDR oder Osteuropa. Mutter bestand ihre mittlere Reife mit Bravour und löste damit das Ticket ins rettende Ausland. Dass sie dann auch noch Ostdeutschland (ökonomisch und menschlich höherstehend als Osteuropa und Sowjetunion) erwischte, kam einer märchenhaften Wendung gleich. 1972 hatte sie alle Gründe daran zu

glauben, dass die alten Mythen und Heldenepen, die sich um die Ursprünge des Landes rankten, Wahrheit in sich trugen.

Sie kehrte erst 1979 nach Hà Nội zurück, vier Jahre nach dem Krieg, im Jahr meiner Geburt. Ich erinnere mich nicht, dass sie bei meiner Geburt prüfte, ob alle Finger und Zehen dran wären, natürlich auch der Penis und die Hoden. Das erste Tasten, eine fürsorgliche Hand voller Angst und Liebe. Das Kind ist ganz, ist heile, stellte sie erleichtert fest. Ich erinnere mich, dass sie sich gut und immer wieder an diesen Moment erinnerte.

Bevor meine eigenen Kinder zur Welt kamen, habe ich zweimal im Jahr gefastet. Die ersten beiden Tage waren immer schwankende Tage, zweifelnde Stunden, Kampf gegen den eigenen Appetit, gegen die Frage, ob das wirklich Sinn mache, was hier exerziert wird. Ich träumte intensiv. Die Nacht hatte Seinsfülle. Was mich durchhalten liess in diesen Stunden war die Erinnerung an chronische Entzündungsreaktionen des Darms und der Haut.

Bevor ich Ende der Dreißiger zu fasten anfang, glaubte ich, mindestens zweimal im Jahr, bevorzugt zwischen fünf und sechs Uhr morgens, beim Durchfallanfall sterben zu müssen.

Ich erinnere mich, dass, wenn es den Darm erwischte, kalter Schweiß den unteren Rücken hinunterfuhr, sich jede Muskelfaser verkrampfte. Der Schmerz verwandelte meinen Körper in ein Brett. Steif sitzend auf der Schüssel presste ich beide Hände ineinander, sodass es richtig weh tat, in der Hoffnung, dass der eine Schmerz den anderen ablösen möge. Es funktionierte nie. Manchmal konnte ich vor und nach dem Anfall nur noch kriechen. Ich hatte Angst vor diesen Schmerzen, denn ich wollte leben.

Wenn es die Haut erwischte, dann hatte ich keine Angst, sondern wollte vor Scham verschwinden. Mein Rücken juckte, die Beine waren durchsetzt von kleinen, feuchten Eiternestern in blaurot. Ich erinnere mich an das feuchte Brennen, das ich gut versteckte, von dem ich niemandem erzählte und das so mein ganzes Sein einnahm.

Abends, wenn ich mich auszog, sah ich es im Spiegel. Es war anfänglich nicht größer als eine Münze, vielleicht drei Zentimeter im Durchmesser. Eine Stelle auf der Haut, rund und unruhig, als würde darunter etwas arbeiten. Die Mitte glänzte feucht, trüb, als hätte sich dort etwas gesammelt, das nicht herauskonnte. Das Rot schimmerte dumpf, als würde es von innen glimmen. Am Rand trocknete es aus, riss auf, bildete Krusten, dünn wie getrocknete Erde nach einem tropischen Regenguss. Wo sie brach, glänzte es wieder, ein feuchtes, lebendiges

Rot, das nicht heilen wollte. Die Haut spannte sich, war warm, als läge dort ein winziger Ofen unter der Oberfläche.

Meist juckte es unerträglich, manchmal pochte es, als hätte es einen eigenen Puls. Das erste Mal tauchte es an der Unterseite des linken Oberschenkels auf. Verschwand eine Weile und tauchte zwischen den Schulterblättern wieder auf. Diesmal aber breitete es sich über den Rücken aus. Die ursprüngliche Stelle, die Entzündungs-Hive sozusagen, war jetzt so groß wie ein Steinpilzkopf. Von dort aus zogen sich glasig-transparente Linien über den Rücken, feine Straßenadern, die sich verzweigten und verloren, hinunter bis zu den Unterschenkeln, ganz so als ob die vielen Entzündungsherde miteinander kommunizieren würden.

Die feinen, auf der Haut verlaufenden Äderchen erinnerten an ein Rhizom, ein Wurzelgeflecht, das Botaniker zuerst beim Bambus und Ingwer entdeckten. Es ist ohne den *einen* Stamm, treibt an den verschiedensten Stellen aus, unvorhersehbar und dezentral, aber nicht strukturlos.

Ich suchte nach den Gründen oder den Grund der Entzündungen. Ich suchte Dutzend Spezialist*innen auf, die ein Dutzend Diagnosen stellten.

Der erste Dermatologe sah es, als es noch klein war, vielleicht drei, vier Zentimeter. Er hatte einen rundlichen Bauch, graues Haar, den Tonfall eines Mannes, der schon zu viele Rücken gesehen hatte. Er sah kurz hin, tippte mit dem Finger auf die Mitte der Rötung, sagte: „Sonne. Das hilft. Machen Sie weiter Sport.“ Dann druckte er etwas aus, legte den Zettel beiseite, ohne ihn mir zu geben. „Geht von allein weg.“ Ich ging.

Der zweite war jünger, gepflegt, der Kittel gebügelt, die Uhr teuer. Er wiederholte meine Worte, um die Richtigkeit seiner Diagnose Gewicht zu verleihen „Sport“, „Stress“, „Arbeit“, „Atopisches Ekzem“, sagte er nach einer bedeutungsvollen Pause. „Klassisch. Schwitzen, Stress, Überreaktion der Haut.“ Danach verließ er den Raum. Ich dachte an die vielen Verben, die er im Lauf seines Lebens verloren hatte, fragte mich, ob er sich mit seinem Partner oder Partnerin ebenso verblos unterhielt. Kinder konnte ich mir bei ihm nicht vorstellen, oder wollte es nicht. Noch während der Untersuchung meldete sich das atopische Ekzem. Ich beherrschte mich. „Weniger Sport. Nach dem Schwitzen abduschen.“, sagte er beim Wiedereintritt in den Untersuchungsraum. Aha, dachte ich, doch ein Verb, wiederholte das Verb zustimmend und versuchte so schnell wie möglich zu verschwinden.

Der Rücken brannte weiter, juckte, zog. Die Flecken verbanden sich zu Flächen. Die Haut wurde heiß und stumpf.

Die dritte war älter, konzentriert, teilte mir mit, dass meine Haut als Asiate etwas anders beschaffen sei als mitteleuropäische Hauttypen. Sie sah hin, schwieg länger als die anderen. „Das haben Sie schon länger“, sagte sie, diktierte während der Untersuchung leise in ihr Mikrofon: „Chronisch-rezidivierender Ekzemherd im Bereich des Rückens und der unteren Extremitäten. Differentialdiagnostisch atopisches Ekzem versus mikrobielles Ekzem. Kein Hinweis auf Mykose. Sekundäre Lichenifikation. Zustand nach wiederholter topischer Therapie ohne nachhaltige Remission. Weitere Verlaufskontrolle empfohlen.“

Dann wieder mir zugewandt:

„Asiatische Haut reagiert manchmal empfindlicher, ja. Das liegt weniger an Allergien, eher an der Struktur. Die Hornschicht ist oft dünner, die Barriere nicht ganz so dicht wie bei Nordeuropäern. Dadurch verdunstet mehr Feuchtigkeit, und reizende Stoffe: Seife, Schweiß, Luftverschmutzung dringen leichter ein.“

Sie sprach, während sie mit dem Wattestäbchen über die wundete Stelle fuhr. „Wir nennen das *barrier properties*. Es gibt Studien, die zeigen, dass asiatische Hautzellen etwas weniger stark verhornen. Sie sieht glatter aus, bleibt länger faltenfrei, aber sie wehrt sich schlechter gegen Reize.“

Dass sie englisch konnte, oder wenigstens englische Worte benutzte, überraschte mich. Die Praxis sah nicht nach Fremdsprache aus, sie erinnerte mich an das eine Bild der Großmutter als sie jünger war; Großmütterchen sprach weder Französisch noch Englisch, eroberte aber im Nu jedes französische Herz, das ich gelegentlich mitbrachte. Sie legte das Stäbchen in ein Röhrchen, wischte sich die Hände ab.

Zu wenig europäische Poren, zu wenig Hornhautfähigkeiten also. Die Füße in der warmen Luft hängend dachte ich an dieses Wort, das ich irgendwie verstand, aber sehr wahrscheinlich nicht mal richtig buchstabieren konnte: Lichenifikation. Hörte sich an wie eine hybride Verbindung aus Lurch und Identifikation. Etwas Weiches, Feuchtes, traf auf etwas Hartes. Beschrieb genau das Tier, dachte ich, das auf meiner Haut lebte. Lurchen aber atmen mit Hilfe ihrer Haut. Meine erstickt mich lebendig. Feuchte, entzündete Amphibienhaut, die mein Menschenleben bestimmt. Je mehr es lichenifizierte, desto mehr juckte es, zog es an meinen Nerven, war ich kaum in der Lage, einem Gespräch zu folgen, geschweige überhaupt mich für

irgendwas anderes als das ziehende Kribbeln zu interessieren. Menschlicher, sexueller Kontakt war unmöglich geworden, Beischlaf undenkbar. Wer mag schon mit oder neben einem halbnassen Tier schlafen. Eines war sicher: Das Leben als Lurch unter Menschen ist kein Leben als Lurch unter Lurchen, in Wassernähe.

Ich zog mich an, ging nicht deprimierter aus der Praxis als ich gekommen war. Die Jacke rieb über den Rücken, der Stoff klebte. Ich nahm mir vor, auf Shampoo und Duschgel zu verzichten, weil, wenn ich Lurch war, unmöglich so viel Chemie vertragen konnte. Dennoch, alle Gedanken und Hoffnung lagen erstmal in der Apotheke zu mischenden Cortisonlösung, die Reinigung und Rückverwandlung versprach.

Keine moderne Medizin brachte Heilung. Alkohol, Rauchen und Roulette halfen kurzfristig, verstärkten jedoch die rhizomatische Ausbreitung. Alles, was ich auf die Haut auftrug, in mich aufnahm oder einflößte, führte über kurz oder lang in die juckende Verzweiflung. Die Auswüchse fehlgehender körperlicher Reaktionsketten brauchten eine radikale Tat, oder eine Untat. Ich hasste mich, meinen nasselnden Körper. Es brauchte eine Revolution, wollte ich nicht irrsinnig werden.

Ich trug nichts mehr auf, führte mir fast nichts mehr zu, jedenfalls nichts, was chemisch war, einen Gärungsprozess durchlaufen hatte oder auch sonst irgendwie Dopaminrezeptoren anregen könnte. Hungerstreik gegen sich selbst quasi, Widerstand gegen alles Moderne, die Moderne in mir, kein warmes Wasser, kein Fleisch und irgendwann nur noch Leitungswasser. Ich enthielt mich so umfassend wie möglich, hörte auf zu essen und zu arbeiten, kündigte Beziehungen auf. Ich redete meist tage- oder wochenlang mit keinem anderen Menschen, ging keiner Tätigkeit nach, las nicht, bat um kein Wort. Selten ging ich einige Minuten um den Block spazieren, konzentrierte mich darauf, einen Schritt auf den anderen zu setzen, zu atmen, hörte mein Herz seine Arbeit machen. Neben dem Trinken und Schlafen notierte ich auch mal was in mein Notizbuch.

Ich kann mich nicht wirklich gut beherrschen, wie viele andere Männer meines Alters, besonders wenn wir in keiner Beziehung sind. Ich konsumierte zu viel Gewalt, simulierte Sexualität, konnte mich kaum gegen dopamingetriebene Routinen wehren. Ich bin ein Mann, der wahrscheinlich den frühen Tod stirbt, wenn er nicht dauerhaft in einer Partnerschaft lebt. Diese Gewissheit stellte sich in den Dreißigern ein. Noch bevor sich die Entzündungen

manifestierten, drohten substanzgebundene und substanzungebundene Süchte zu chronifizieren.

Angekommen in Hamburg, im Job und in der Mitte des Lebens, hangelte ich mich von einer Ersatzbefriedigung zur nächsten, rechnete monatlich nach, war nie im Soll: Kein Reichtum, keine abgeschlossene Doktorarbeit, keinen Ruhm, keine Frau, keine Kinder. Das deutsche Auto und einige wilde Bekanntschaften standen im Haben zur Buche, aber einen lesbaren Roman konnte man damit nicht füllen.

Alleine wäre ich nie auf die Idee gekommen, auf der Alster rumzushippeln. So wenig wie ich in Paris das Bedürfnis verspürte, auf den Eiffelturm zu steigen, so wenig erschienen mir diese Hafen- und Flussrundfahrten real. Das sexuelle Bedürfnis aber drängt einen manchmal zu unehrlichen Mitteln. Ich holte die Tickets. Im Tickethaus saßen zwei Verkäuferinnen, die sich soeben abgelöst hatten. Je näher ich rückte, desto besser konnte ich erkennen, was die soeben Abgelöste vor ihrem Computer machte. Sie spielte Solitär. Sie spielte die ganzen 20min Solitär als ich in der Schlange stand. Sie spielte es noch als meine nicht so ernst gemeinte Bekanntschaft und ich am späten Nachmittag zurückkehrten. Die solitärspielende Verkäuferin hatte mein Interesse sicher. Niemals hätte ich mich getraut, so offen vor anderen dieses Spiel zu spielen.

Ich nahm mir vor, in den nächsten Samstagen zur selben Zeit zurückzukehren und mich Gegenüber ins Café zu setzen, um das Schauspiel zu beobachten. Sie spielte während der ganzen Schicht der anderen Verkäuferin Solitär bis sie gemeinsam, ohne ein Wort zu wechseln, mit dem Auto in den Feierabend fuhren. Vier Samstage hintereinander wiederholte sich alles wie beschrieben. Vier Samstage darauf war sie in wechselnden rötlichen Herbsttönen gekleidet, verabschiedete sich von ihrer Kollegin, verließ unmittelbar nach Schichtwechsel den Arbeitsort. Ich glaubte zügige Schritte mit Ziel zu erkennen. In den darauffolgenden Samstagen kehrte sie zu den bekannten Routinen zurück. In dieser Zeit begann ich ebenfalls Solitär zu spielen. Nächte lang. Den ganzen Sonntag durch. Ich traf niemanden, bestellte mir Essen, wenn es sein musste und verließ das Zimmer nur für die Toilette, ein Getränk oder eben für die Observation. Je mehr ich spielte, desto besser glaubte ich sie zu kennen, zu wissen, was sie in der Stille dachte, woran sie nicht denken wollte, dass sie, wenn sie spielte, im Nebel der Wiederholung des Immergleichen, jene Art von Trost fand, der nicht an Bedingungen geknüpft war.

Eines Tages kam sie nicht mehr zu ihrer Schicht. Empört wollte ich hinübergehen, ihre Kollegin fragen, aber tat es nicht, weil niemand bei Verstand mir eine sinnvolle Antwort gegeben hätte. In dem Notizbuch, das ich für die Observation benutzte, ist vermerkt, dass ich mit dem Ende der Observation meine alten Süchte wieder aufnahm.

Vielleicht hatte ich Glück. Ganz bestimmt hatte ich es. Die täglichen und wöchentlichen Runden mit Alkohol und Glücksspiel in weißen Nächten und nebligen Wochenenden hinterließen Spuren, die mich zeichneten. Gleichzeitig führten die Verluste beim Blackjack oder Roulette nicht zu nachhaltig beschämenden Schulden und der Substanzkonsum nicht zu chronischen oder schwerwiegenderen medizinischen Beschwerden; immerhin hinterließ die ständige Zufuhr zellenzersetzende Flüssigkeiten und Pulver sichtbare Spuren im Stoffwechselzusammenhang. Je mehr krampfender Schmerz, desto mächtiger die Angst zu sterben und also der Wunsch leben zu wollen. Je größer das Rhizom, desto radikaler und klarer die epidermale Botschaft. Ich sah mich von innen her, mutierte im Schmerz zur Zelle, stand in der Hitze der lodernden Mitochondrien. Ich durchschwamm meine übersäuerte Magensäure, verband mich mit den kranken Darmbakterien, wurde ausgeschieden, war ein Nerv, feucht und entzündet, war die trocknende Wunde, von der ich als Hautkruste abfiel.

Ich erinnere mich gut an die Alpträume in dieser Zeit, die nicht nur unangenehm waren. Manchmal, am nächsten Morgen, fühlte es sich an wie Häuten. Etwas legte sich ab in der Nacht. Ich atmete.

Am dritten Tag des Fastens erledigt sich meist das Hungergefühl. Die hypomanische Autarkie, die nun einsetzt, verschiebt mich und meinen nun schwebenden Körper in eine andere Sphäre. Von hier aus fühle ich mich dem Vergänglichen und Verdauenden enthoben, bin herausgenommen aus dem ewigen Kreis des Einnehmens und Ausscheidens, bin ich körperlos im synchronisierten Körper. Ich bin so langsam wie mein langsamer Arm sich hebt, um das Glas an die Lippen zu bringen. Ich bin die sich einziehende und ausdehnende Lunge, der ich beim Arbeiten zusehe, bin das Sauerstoffmolekül im Mitochondrium, das brennend auflodert und zu Wasser wird.

Dort draußen jagen sie Gold und Fleisch hinterher, das weiß ich, und begehre nichts davon. Als Lurch übe ich gerade über die Haut zu atmen.